

hauer, H. Conzelmann und E. Haenchen eine so fruchtbare Auseinandersetzung zur Problemgeschichte der letzten hundert Jahre Acta-Auslegung, daß man seinem eignen Kommentar nur mit hohen Erwartungen entgegensetzen kann. Jedenfalls, wenn man die Verirrungen eines gewissen modernen „Paulinismus“ kennt und dann B.s Fragen liest: „Kann man die systematisch vereinseitigte paulinische Rechtfertigungslehre vom Missionarsleben des Apostels, wie es die Apostelgeschichte schildert, losreißen und als *das* Evangelium des Paulus ausgeben? Ist nicht *das* Evangelium, wie es Paulus vor Augen stand, von *dem* Evangelium, das durch ihn *faktisch* zu den Menschen kam, im Nachdenken zu unterscheiden?“ (S. 35)

Oder, wenn B. (von Dix aus weiterdenkend) meint, „daß die geglaubte Rechtfertigung des Sünders sich auch andern Ausdruck verschaffen kann als in der uns von Paulus her bekannten Form. Daß der Mensch aus Gnade gerecht ist, kann auch sehr schlicht einfach *gelebt* werden. Der theologische Niederschlag dieser Haltung sind dann „*Weisungen*“, die „*gesetzlich*“ *scheinen*, die aber nur der Ausdruck dafür sind, daß Gerechtfertigte danken möchten.“ (S. 44)

„Vor, neben und nach Paulus sind, wie das Matthäusevangelium und der Jakobusbrief zeigen, im Glauben an den auferstandenen Christus positive Stellungnahmen zum *Gesetz* sichtbar geworden, die mit Moralismus nichts zu tun haben und mit der Gesetzeskritik des Paulus nicht in einen sachlich letzten Gegensatz gebracht werden können.“ (S. 53)

Aus solcher Sicht betont dann B. treffend (gegen Dibelius' und Vielhauers „stoizistische“ Interpretation mit B. Gärtner) „den alttestamentlich jüdischen Hintergrund der Areopagrede“ Pauli, welche „theozentrisch universal und eschatologisch zu verstehen“ ist. (S. 46; wie auch der frappante Einklang von Apg. 17,30f mit der von Paulus etwa zur gleichen Zeit wie die Areopagrede formulierten Wendung 1 Thess 1,9f bestätigt.)

Freilich: „Den Neutestamentlern aus der Bultmannschule wird es darum schwer, die lukanischen Schriften in vollgültiger Weise kanonische Schriften sein zu lassen, weil sie im Geschichtsevolutionismus gefangen sind, die Anfänge christlicher Theologie paulinisch verklären, in der Verhältnisfrage Evangelium und Gesetz lutherisch befangen sind und vor allem die in Wundergeschichten sich darstellende wunderbare Vorordnung der göttlichen Entscheidung für den Menschen in einem überspitzten theologischen Existentialismus nicht mehr zu anerkennen vermögen.“ (S. 55)

Ob dementsgegen dieses endlich wieder sachgemäße, „interkonfessionell“ verbindende und nicht (ohne Not) trennende Lukas-Verständnis durchdringen wird? Es wäre zu hoffen.

Heinrich Ott : Die Frage nach dem historischen Jesus und die Ontologie der Geschichte. Zürich 1960. EVZ-Verlag. 34 Seiten.

Zunächst mag die Doppelthese dieses Heft 62 der von K. Barth herausgegebenen ‚Theologischen Studien‘ befremden: „Es gibt überhaupt keine historischen ‚Tatsachen‘, sondern die geschichtliche Wirklichkeit ist ihrem Wesen nach immer ‚Erscheinung‘, ‚Bild‘.“ (S. 14). Aber dann liest man, daß damit nicht mehr als die völlige Unerheblichkeit der bloßen, ‚objektiv‘ feststellbaren ‚nackten Tatsache‘ ausgesagt sein soll (S. 18 f.); „der ‚Bericht eines begeisterungslosen Chronisten‘ braucht nicht wahrheitsgemäßer zu sein als der mythische Bericht – im Gegenteil!“, wird (S. 27) mit Bubers ‚Moses‘ festgestellt, welchem schon Smend (im FR XII, 81 f. angezeigten Buche) besondere Geschichtsnähe zusprach – unter gleichzeitiger Betonung der Ähnlichkeit der Probleme beim ‚historischen Moses‘ wie beim ‚geschichtlichen Jesus‘. Wir meinen hier die (dank Julius Stenzels Sokrates-Interpretation gewonnene) methodische Fragestellung bestätigt zu finden, von der in BIBLISCHE RELIGION HEUTE (S. 66; vgl. FR XII, 73f.!) ausgegangen wurde: „... ergibt es ein ‚historisch glaubwürdiges‘ Jesus-Bild, wenn man *alles* ernst-

zunehmen sucht, was durch die vier Evangelisten *und* durch Paulus von ihm überliefert ist?“

Für den Auferstehungsgläubigen heißt dies, daß der in diesem Sinne Nichtgläubige auch den vorkarfreitäglichen Jesus geschichtlich niemals zu fassen bekommt, weil er ihm die von seinen Aposteln bezeugten Selbstaussagen nicht abnehmen kann, deren substantielle Echtheit (unabhängig von der Frage z. T. erst nachösterlicher Formulierung) für den Gläubigen feststeht. Der Jude, der – wie Rosenzweig oder Schoeps – diese Aussagen als todeswürdige Lästerung erklärt, steht dabei der Geschichtlichkeit unendlich näher als jeder Liberale, der solche Aussagen gar nicht wahrhaben will, d. h. dem Anspruch des wirklichen Jesus nicht klar be-wußt widersteht, sondern gar nicht ausgesetzt zu sein vermeint.

Dieser Selbsttäuschung entgegenzuwirken, ist das Verdienst von Otts neuer Studie. (Wie die Bekräftigung der Eschatologie das seiner früheren; vgl. FR XI. 111!).

Heinz Eduard Tödt: Der Menschensohn in der synoptischen Überlieferung. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1959. 331 Seiten.

Diese sorgfältige und subtile Analyse der von Markus, Matthäus und Lukas mitgeteilten Worte Jesu über sich selbst als dienenden, leidenden und triumphal wiederkehrenden Menschensohn meint, „nur unter den Parusiesprüchen authentische Jesusworte“ gefunden zu haben (Lk 12, 8 f par; Mk 8, 38; Mt 24, 44 par; Lk 17, 23 f par, meint T. S. 313), „unter den Sprüchen vom Erdenwirken des Menschensohns aber überwiegend solche, die sicher als Gemeindebildung anzusprechen sind“ (S. 129). Fast gleichzeitig aber mit diesem Buche erschien von dem gewiß nicht schlechter ausgewiesenen, nicht weniger sorgfältigen Zürcher Neutestamentler *Eduard Schweizer* eine Studie: Der Menschensohn (in ZNTW 50, 1959, S. 185–209), wonach gerade „die den Irdischen bezeichnenden Worte“ (wie: Mk 2, 10 par; Mt 8, 20 par; 11, 19 par) „am sichersten“ als authentisch erweislich seien (S. 201); Jesus sei zunächst ganz und gar der in demütiger Niedrigkeit Wandelnde, von den Menschen verworfene ‚Menschensohn‘ (S. 205), freilich zugleich doch auch „der Irdische, der seine Erhöhung aus Schmach und Leiden erwartet“ (S. 206).

Zusammengenommen führen die beiden Arbeiten in jene Grenzzone, wo alle ‚Trennschärfe‘ okzidentalen Intellektes gegenüber der Sinnfülle hebräischen Redens und Denkens in ‚Vorgangskomplexen‘ zu einer gewissen Resignation genötigt wird. (Vgl. FR X, 104!) Hinter den real in der Sicht seiner Zeugen gegebenen ‚geschichtlichen Christus‘ (den wir aber „nicht mehr nach dem Fleische kennen“, 2 Kor 5, 16) auf einen vermeintlich ‚sauber‘ von ihm ablösbaren ‚historischen Jesus‘ zurückzufragen, ist und bleibt letzten Endes aussichtslos. Aber das redliche Bemühen, die doch auch realen und wichtigen urkirchlichen Tendenzen bei der jeweils verschiedenen Überlieferung von Jesusworten zu ermitteln und zur Erhellung der Botschaft zu nutzen, bleibt darum trotzdem anzuerkennen und ist keineswegs unfruchtbar, sondern gewährt — in Erfolg *und* Mißerfolg — immer neue Vertiefung und Bereicherung unseres Verstehens.

Joachim Jeremias: Die Abendmahlsworte Jesu. Göttingen 1960. Vandenhoeck & Ruprecht. 275 Seiten.

Paul Neuenzeit: Das Herrenmahl. Studien zur paulinischen Eucharistieauffassung (Studien zum AT und NT, Bd. I) München 1960. Kösel-Verlag. 256 Seiten.

Aus jüdischer Überlieferung und nicht aus dem ‚hellenistischen Kultmysterium‘ ist die urchristliche, auch die paulinische, Eucharistiefeyer zu verstehen, so zeigen diese beiden mit profunder Gelehrsamkeit gearbeiteten Bücher. Zunächst das von Jeremias!

Noch bevor wir inhaltlich die gewichtigen Befunde betrachten, die hier über die wohl wichtigste Nahtstelle zwischen Jüdischem und Christlichem, das letzte Passa- und erste

„Abendmahl“ der Apostel mit Jesus, vorgetragen werden, muß bewundernde Anerkennung für das methodische Vorgehen des Verfassers ausgesprochen werden. Was Stauffer vortauscht (FR XI, 44 f.), das ist hier geleistet: die minutiöse, präzise Analyse aller irgend erreichbaren Zeugnisse „spätjüdischer“ und frühchristlicher Überlieferung zur Erhellung dessen, „wie es wirklich gewesen ist“, als Jehoschua Nosri mit den Zwölfen seine letzten Ostern feierte. Was streng historische Forschung aus den neutestamentlichen Texten an Erkenntnis herauszuholen vermag, wird hier auch der voll aufrichtigen Dankes zur Kenntnis nehmen – und nutzen – können, der die primäre Aufgabe des Bibelauslegers nicht in der historischen Faktenforschung erblickt, sondern in der Erkenntnis und dem Verständnis dessen, was die Texte innerhalb ihres Zusammenhangs sagen wollen; auch dafür kann man unermesslich viel von solchen Forschungen lernen, wie sie Jeremias hier vorführt. (Befremdet hat uns nur, daß S. 222 Mekh Ex. 21,30 „Für die Völker gibt es kein Lösegeld“ ganz ohne Hinweis auf den Anteil der Gerechten aus den Völkern an der kommenden Welt – laut Sanh 105a,35 – geblieben ist, unter denen doch „Büßer“, also durch Umkehr Entsühnte, sein konnten; vgl. vollends Baba b. 10b!)

Als ihr Hauptergebnis erklärt J. selbst knapp zusammenfassend, „daß das Abendmahl von allem Anfang an... Vorgehabe der Vollerfüllung ist“ (S. 5), eine Art „Anzahlung“ auf das vollendete Heil (wie die Geistes-Gabe nach 2 Kor 5,4f; vgl. Eph 1,13f), auf das messianische Freudenmahl im endlich offenkundig angebrochenen Königtum Gottes. Im einzelnen wird in diesem Sinne die das Mahl einleitende feierliche Verzichtserklärung Jesu (Luk 22,16-18 par) dahin verstanden, daß er während des ganzen Mahles gefastet habe (S. 203), wie noch im ausgehenden 1. Jahrhundert von den kleinasiatischen Christen gerade die Passanacht unter Fasten, Wehklagen und Fürbitten für die Juden verbracht und erst im Morgengrauen beim ersten Hahnenschrei der wiedererwartete Herr immer noch einmal in seiner verborgenen Brotgestalt empfangen wurde (S. 208f). Denn: „In dieser Nacht wurden sie erlöst, und in ihr werden sie erlöst werden“, zitiert J. Mekh. Ex. 12,42 R. Jehoschua b. Hananja (S. 198); so dicht steht das ursprüngliche christliche Ostern bei dem jüdischen Pessach, das ja bis heute in den Wunsch ausklingt: „Im kommenden Jahr im wiedererbauten Jerusalem!“ Und wie hier der Hausvater auf die Fragen des jüngsten Tischgenossen u. a. das Lamm, davon man aß, auf das vorm Verderben der Erstgeburt Ägyptens rettende Opfer, das ungesäuerte Brot, weil es auf der Wüstenwanderung einen vollen Monat bis zur Mannaspendung reichte, als „Vorbild“ der messianischen Fülle deutete (S. 53) und die vier Becher mit Wein auf „die vier Straf- und die vier Trost-becher der Endzeit“ für die vier danielischen Weltreiche bzw. für Israel (S. 199, A1), so sprach Jesus als Hausvater ähnliche „Deuteworte“: Als das wahre Opferlamm hat er dabei sich selbst bezeichnet; „als unser Passalam geschlachtet ward Christus“, sagt „eine urchristliche Passahaggada“ (S. 53), die Paulus (1 Kor 5,7f) zitiert; Brot und Wein als sein Fleisch und sein Blut. „Dabei setzen beide Nomina *je für sich* die Tötung voraus, die Fleisch und Blut trennt. Mit andern Worten: *Jesus redet von sich als Opfer.*“ (S. 213)

Besonders überraschend ist dann noch, daß J. die Wendung des „Wiederholungsbefehls“: „Tut dies, auf daß meiner gedacht werde“ (1 Kor 11,25; Justin, Apol. I 66,3) dahin versteht: „... damit Gott meiner gedenke“: *Gott gedenkt des Messias, indem er das Reich hereinbrechen läßt in der Parusie.*“ S. 243; N. hat S. 143 dieses Verständnis, dessen sprachliche Möglichkeit er zugibt, wohl doch etwas zu rasch „widerlegt“ erklärt; „on, rappele à Dieu qu'il a fait Promesse“, schreibt immerhin auch gemäß der Sinnfülle des Wortlauts I. Tillard OP, L'Eucharistie, sacrement de l'espérance ecclésiale, in: Nouv. Rev. Théologique 93, 6/7, p. 568! Mag nun im einzelnen noch dies oder jenes an J.s Befunden im Laufe der weiteren Forschung überholt werden, wie er

schon selbst in dieser völlig neu bearbeiteten 3. Auflage seines Werkes die früheren vielfach überholt hat, die Grundeinsicht in den trotz allen – ausführlich gewürdigten – Einwänden kaum widerlegbaren Pessacharakter des ersten Abendmahls und vor allem in dessen radikal eschatologisches Bestimmtsein wird bestehen bleiben, womit Berge von Literatur über die Eucharistie als „hellenistisches Kultmysterium“ erledigt und auch die bultmannianischen Neognostizisten schwer getroffen sind; wie weitgehend jüdisch aber das ursprüngliche Christentum ist, erhellt wieder einmal aufs Leuchtendste.

Zu demselben Befund kommt nun auch – auf andern, in den Teilergebnissen, zu denen sie führen, mehrfach abweichenden, Wegen (u. a. mit sehr bedenkenswerten Ausführungen über Jesu und Pauli Stellung zur jüdischen Tradition S. 77 ff.) – Neuenzeit, der den Abendmahlseinsatzbericht des 1. Kor als *vorpaulinisch*, wohl den ältesten vorhandenen überhaupt, erweist und zusammenfaßt: „Die paulinische Eucharistieauffassung stimmt völlig mit dem urapostolischen Eucharistieverständnis überein; es gibt keine eigene paulinische Eucharistieauffassung!“ (S. 238).

Joachim Gnlika: Die Verstockung Israels. Isaia 6, 9–10 in der Theologie der Synoptiker. München 1961. Kösel-Verlag. 229 Seiten.

Dieser III. Band der von V. Hamp und J. Schmid herausgegebenen wertvollen neuen Monographienreihe „Studien zum Alten und Neuen Testament“ ist laut Vorwort „dem Volke gewidmet, von dessen Schicksal die folgenden Seiten handeln und dessen Rückkehr zum ‚wahren Israel‘ das Anliegen und Gebet all derer ist, die um die heiligen Traditionen und das große Erbe dieses Volkes wissen.“

Methodisch betont der Verfasser gegenüber den Exzessen der ‚Jesusforschung‘ treffend, „daß sich in der Frage nach dem Unglauben Israels der Exeget zunächst an das Evangelium halten muß. Man hat gerade in dieser Frage in dem eifrigen Bemühen, die ipsissima vox Jesu zu ‚entdecken‘, die Auffassungen der Evangelien oft zu voreilig als weniger wichtig, weil sekundär, auf die Seite gelegt“ (S. 18, Anm. 14). Inhaltlich meint er zu der speziellen Frage, inwieweit nach Mt 27, 25 nicht nur ein zufällig zusammengerotteter Pöbelhaufe, sondern „das jüdische Volk durch den Tod Jesu belastet ist“, scharf unterscheidend:

„Diese Darstellung hat – und das erscheint verständlich – immer wieder die Gemüter erregt. Es wird sich trotz der Einwände F. P. Bargebuhrs, in FR XI 77 f, nicht leugnen lassen, daß Matthäus hier eine größere Gruppe als den vor Pilatus versammelten Pöbel belasten will. Einen besseren Entlastungsversuch unternimmt P. Nöber, a. a. O. 73–77, indem er auf die Rolle Israels als Go'el der Ehre Gottes hinweist. Dadurch wird das Schicksal des auserwählten Volkes ganz in die Hände Gottes gespielt. Mit Nachdruck soll auch hier zusammen mit F. P. Bargebuhr, a. a. O., und J. Isaac, Jésus et Israël, Paris 1959, 493f, die Meinung abgelehnt werden, daß das Volk Israel durch den Blutruf eine ewige ‚Kollektivschuld‘ auf sich geladen hätte. Das wäre eine unchristliche und unbiblische These.“ (S. 101 f, Anm. 58.)

Gnlika sieht auch, im Gegensatz zu einigen andern Auslegern, überlieferungsgemäß den letztlich positiven Charakter des Jesuswortes: „Ihr werdet Mich nimmermehr sehn von jetzt an, bis daß ihr sprechen werdet: ‚Benedeit sei, Der da kommt im Namen des Herren!‘“ (Mt 23, 39). Diese Huldigung, meint G., könne doch „kaum als eine erzwungene verstanden werden. Sie zeigt vielmehr an, daß es dann christusgläubige Juden geben wird, und das um so mehr, als nach Ausweis von Billerbeck (I 850) Ps. 118, 26 im Rabbismus auf die Enderlösung bezogen wurde“ (S. 102). Wozu wir nur bemerken möchten, daß uns die Gesamtheit der – von der Väterexegese noch überwiegend sinngemäß verstandenen, heute meist in ihrer Vollbedeutung nicht mehr erkannten – neutestamentlichen Aussagen über das End-